

# 1 Emotionen quer durch die Kulturen

Von all dem, was ich in den letzten 40 Jahren über Gefühle gelernt habe, ist in dieses Buch alles eingeflossen, was mir zur Verbesserung des persönlichen emotionalen Lebens nützlich erscheint. Ein Großteil des hier Berichteten ist durch eigene wissenschaftliche Experimente oder die Untersuchungen anderer Emotionsforscher untermauert, aber nicht alles. Ich habe meine Forschungen insbesondere darauf konzentriert, den Niederschlag von Emotionen im Gesichtsausdruck zu lesen und zu messen. Mit diesen Kenntnissen war ich in der Lage, auf den Gesichtern von Freunden, Fremden und Familienmitgliedern Feinheiten zu erkennen, die so gut wie jedem anderen entgehen; so habe ich eine ganze Menge mehr gelernt, als ich bisher durch Experimente wissenschaftlich überprüfen konnte. Wenn das, was ich schreibe, einzig und allein auf meinen Beobachtungen beruht, mache ich das durch Formulierungen wie „ich habe beobachtet“, „ich glaube“, und „mir scheint“ kenntlich. Gründen sich meine Aussagen auf wissenschaftliche Experimente, zitiere ich die Forschung, auf die ich mich berufe, in den Anmerkungen.

Vieles von dem, was ich im vorliegenden Buch niedergeschrieben habe, ist durch meine Untersuchungen zur Mimik in verschiedenen Kulturen beeinflusst. Die Erkenntnisse aus diesen Studien haben meine Sicht der Psychologie im Allgemeinen und der von Emotionen im Besonderen auf immer verändert. Meine an so unterschiedlichen Orten wie Papua-Neuguinea, den USA, Brasilien, Argentinien, Indonesien und der ehemaligen Sowjetunion gewonnen Befunde haben mich ganz eigene Vorstellungen vom Wesen der Gefühle entwickeln lassen.

Am Beginn meiner Forschung, Ende der Fünfzigerjahre, hat mich Mimik überhaupt nicht interessiert. Damals hatten

es mir Handbewegungen angetan. Meine Methoden der Klassifizierung von Handbewegungen machten es möglich, neurotische Patienten von psychotisch depressiven zu unterscheiden, und vermittelten Rückschlüsse darauf, in welchem Maße die Patienten auf eine Therapie ansprechen würden.<sup>1</sup> Zu Beginn der Sechzigerjahre gab es noch gar kein Instrument, mit dem sich die komplexen, oftmals binnen kürzester Zeit ablaufenden Veränderungen im Gesichtsausdruck depressiver Patienten hätten messen lassen. Ich hatte keine Ahnung, wo ich hätte anfangen sollen, also ließ ich es. Ganze 25 Jahre später, als meine Methodik zur Messung von Veränderungen der Mimik schließlich stand, habe ich Filme von diesen Patienten erneut analysiert und daran überaus wichtige Dinge entdeckt. Kapitel 5 wird davon handeln.

Ich hätte meinen Forschungsschwerpunkt vermutlich nie auf die Mimik von Emotionen verlagert, wären mir im Jahre 1965 nicht zwei glückliche Zufälle zur Hilfe gekommen. Durch schiereres Glück gewährte mir die Advanced Research Projects Agency (ARPA) des US-Verteidigungsministeriums die Mittel für die Durchführung von vergleichenden Untersuchungen zum nonverbalen Verhalten in verschiedenen Kulturen. Ich hatte diese Mittel gar nicht beantragt, aber aufgrund eines Skandals – ein Forschungsprojekt war zur Verschleierung von Gegenspionage missbraucht worden – hatte man ein größeres ARPA-Projekt fallen gelassen. Die dafür bereitgestellten Mittel mussten noch im selben Haushaltsjahr für Forschungen in Übersee ausgegeben werden, und zwar für etwas hinreichend Unverdächtiges. Der Zufall wollte es, dass ich zur rechten Zeit in das Büro des Mannes kam, der dieses Geld auszugeben hatte. Er war mit einer Thailänderin verheiratet und fasziniert davon, wie sehr sich die nonverbale Kommunikation bei ihm und seiner Frau unterschied. Er bat mich herauszufinden, was daran universal sei und was auf kulturelle Einflüsse zurückzuführen. Zuerst zögerte ich, aber dann stellte ich mich der Herausforderung schließlich.

Ich begann mit dem Projekt in dem Glauben, dass Mimik und Gestik sozial erlernt und von Kultur zu Kultur verschieden sind, und diese Ansicht wurde von allen Leuten geteilt, die ich zu Beginn meiner Studien um Rat fragte – Margaret Mead, Gregory Bateson, Edward Hall, Ray Birdwhistell und Charles Osgood. Ich erinnerte mich zwar, dass Charles Darwin das Gegenteil behauptet hatte, aber ich war überzeugt davon, dass das nicht stimmen konnte, und machte mir nicht die Mühe, sein Buch zu lesen.

Der zweite Glücksfall war die Begegnung mit Silvan Tomkins. Er hatte soeben zwei Bücher über Emotionen geschrieben, in denen er behauptet hatte, dass die zugehörige Mimik angeboren und in unserer Spezies universal sei, aber ihm fehlten die Beweise, um seine Behauptungen zu belegen. Ich glaube nicht, dass ich seine Bücher je gelesen hätte oder mit ihm zusammengetroffen wäre, wenn wir nicht beide zur selben Zeit bei derselben Zeitschrift einen Artikel über non-verbales Verhalten eingereicht hätten – bei Silvan handelte es sich um Untersuchungen zur Mimik, bei mir ging es um Gestik und Körperhaltung.<sup>2</sup>

Ich war überaus beeindruckt von der Tiefgründigkeit und Bandbreite von Silvans Denken, aber ich glaubte, dass er mit seiner Ansicht, Mimik sei angeboren und daher universal, genauso falsch lag wie Darwin. Ich war froh, dass es bei dieser Debatte nun zwei zeitgenössische Lager gab und dass nicht allein Darwin, der seine Schriften vor 100 Jahren verfasst hatte, im Widerspruch stand zu den Ansichten von Mead, Bateson, Birdwhistell und Hall. Das Thema war tatsächlich aktuell. Hier gab es einen echten Disput zwischen berühmten, altgedienten Wissenschaftlern. Und ich mit meinen 30 Jahren hatte die Chance und die Mittel zu versuchen, ihn ein für alle Mal zu beenden: Ist Mimik universal oder ist sie, genau wie Sprache, für jede Kultur einzigartig und unverwechselbar? Das war unwiderstehlich! Mir war es wirklich gleich, wer am Ende Recht behalten würde, allerdings rechnete ich nicht damit, dass es Silvan sein könnte.\*

In meiner ersten Untersuchung zeigte ich Personen aus fünf Ländern – Chile, Argentinien, Brasilien, Japan und den USA – Fotografien und bat sie zu beurteilen, was für ein Gefühl jeder einzelne Gesichtsausdruck repräsentierte. Quer durch alle fünf Kulturkreise war sich die Mehrheit in ihrem Urteil einig, und das legte den Verdacht nahe, dass Mimik tatsächlich universal sein könnte.<sup>3</sup> Carrol Izard, ein weiterer von Silvan Tomkins betreuter Psychologe, der mit anderen Kulturkreisen arbeitete, unternahm ein fast identisches Experiment und kam zu demselben Schluss.<sup>4</sup> Tomkins hatte keinem von uns etwas vom jeweils anderen erzählt, und so waren Izard und ich zunächst einmal verärgert, als wir feststellen mussten, dass wir diese Arbeit nicht allein durchführten. Für unsere Wissenschaft aber war es besser, dass zwei Forscher zum selben Ergebnis kamen, und es sah ganz so aus, als hätte Darwin Recht gehabt.

Ein Problem gab es freilich: Wie konnten wir überhaupt zu dem Ergebnis kommen, dass sich Menschen aus vielen verschiedenen Kulturen über den mit einer Emotion assoziierten Gesichtsausdruck einig waren, wenn doch so viele gescheite Leute in diesem Punkt genau der entgegengesetzten Meinung waren? Da waren nicht nur die Reisenden, die behaupteten, dass ein- und derselbe Gesichtsausdruck bei Japanern oder Chinesen oder irgendeiner anderen kulturellen Gruppe ganz unterschiedliche Bedeutung habe. Birdwhistell, ein angesehener Anthropologe, Spezialist für die Unter-

---

\* Ich fand letztlich genau das Gegenteil von dem, was ich erwartet hatte. Das ist der Idealfall. In der Verhaltensforschung sind Ergebnisse glaubwürdiger, wenn sie den Erwartungen des Wissenschaftlers zuwiderlaufen, als wenn sie diese bestätigen. In den meisten anderen Wissenschaftszweigen ist das Gegenteil der Fall: Man schenkt einem Befund mehr Glauben, wenn man ihn vorhergesagt hat. Das liegt daran, dass aufgrund der dort herrschenden Tradition alle Ergebnisse durch die Wiederholung von Experimenten durch andere Wissenschaftler überprüft werden und so eventueller Voreingenommenheit oder Irrtümern wirksam begegnet wird. In der Verhaltensforschung gibt es diese Tradition leider nicht. Experimente werden nur selten wiederholt, sowohl von dem, der sie durchgeführt hat, als auch von anderen. Ohne diesen Sicherheitsanker aber sind Verhaltensforscher anfälliger dafür, unfreiwillig nur das zu finden, was sie zu finden hoffen.

suchung von Mimik und Gestik und Schüler von Margaret Mead, hatte geschrieben, dass er Darwins Vorstellung verworfen habe, als er feststellen musste, dass Menschen vieler Kulturen lächeln, wenn sie unglücklich sind.<sup>5</sup> Birdwhistells Standpunkt passte zu der Sichtweise, die seinerzeit die Kulturanthropologie und einen Großteil der Psychologie beherrschte: Alles sozial Wichtige – darunter auch das emotionale Ausdrucksverhalten – muss Produkt eines Lernvorgangs und daher in jeder Kultur verschieden sein.

Ich versuchte, unsere Beobachtung, der zufolge Mimik universal ist, mit Birdwhistells Ansicht, sie unterscheide sich von einer Kultur zur anderen, in Einklang zu bringen, indem ich soziale „Darbietungsregeln“ (*display rules*) ins Spiel brachte. Diese, so mutmaßte ich, seien sozial erlernte, bei verschiedenen Kulturen unterschiedlich definierte Regeln für die Zurschaustellung von Gesichtsausdrücken, also darüber, wer wem zu welchem Zeitpunkt welche Emotionen offen zeigen darf. Solche Regeln finden ihren Niederschlag beispielsweise in der elterlichen Mahnung: „Hör auf zu grinsen, wenn ich mit dir rede.“ Diese Regeln diktieren uns womöglich, wann wir die dem Gefühl, das uns gerade befällt, entsprechende Mimik zu mäßigen, zu verstärken, ganz und gar zu verbergen oder zu überspielen haben.<sup>6</sup>

Diese Hypothese überprüfte ich mit einer Versuchsreihe, in der ich Japanern und Amerikanern Filme über chirurgische Eingriffe und Unfälle vorführte. Wenn sich die Probanden die Filme *allein* anschauten, so spiegelten die Gesichtszüge von beiden Gruppen ziemlich genau dieselben Regungen wider. Sobald aber ein Wissenschaftler mit ihnen im Raum saß, überspielten die Japaner ihre negativen Empfindungen sehr viel häufiger mit einem Lächeln als die Amerikaner. Also privat: angeborene Mimik, in der Öffentlichkeit: manipulierte Mimik.<sup>7</sup> Da das, was Anthropologen und die meisten Reisenden zu sehen bekommen, ein für die Öffentlichkeit bestimmtes Verhalten ist, hatte ich damit meine Erklärung und die Belege für deren Richtigkeit. Symbolische Gesten hingegen –

Kopfnicken als Bejahung, Kopfschütteln für Nein und die amerikanische OK-Gestik – sind in der Tat kulturspezifisch.<sup>8</sup> In diesem Punkt hatten Birdwhistell, Mead und die meisten anderen Verhaltensforscher recht, nur bei der Mimik von Emotionen lagen sie falsch.

Freilich gab es da einen Haken, und wenn ich ihn sah, sahen ihn wohl auch Mead und Birdwhistell, die gewiss jede Gelegenheit ergreifen würden, um meine Befunde zu widerlegen. Die Personen, die Izard und ich befragt hatten, konnten die Bedeutung westlicher Mimik erlernt haben, indem sie zum Beispiel im Fernsehen oder im Kino Filme mit John Wayne und Charlie Chaplin angeschaut hatten. Lernen durch Medien oder den Kontakt mit Menschen anderer Kulturen hätte erklärt, weshalb sich Menschen unterschiedlicher Kulturen bei der Betrachtung meiner Fotografien von Weißen über die jeweilige Gefühlslage des Abgebildeten so einig gewesen waren. Ich brauchte eine isolierte Kultur, in der die Menschen keine Filme kannten, kein Fernsehen, keine Zeitschriften und keine oder möglichst wenig Fremde. Wenn sie in den Gesichtern meiner Fotoserie dieselben Emotionen erkannten wie die Leute in Chile, Argentinien, Brasilien, Japan und den USA, wäre meine Beweisführung wasserdicht.

Meine Eintrittskarte zu einer Steinzeitkultur verschaffte mir Carleton Gajdusek, ein Neurologe, der über mehr als ein Jahrzehnt an solchen isolierten Orten im Hochland von Papua-Neuguinea gearbeitet hatte. Er versuchte, die Ursache für eine seltsame Krankheit namens Kuru zu ergründen, an der die Hälfte der Menschen in diesen Kulturen starb. Die Menschen dort glaubten, dieser Umstand sei auf Hexerei zurückzuführen. Als ich am Schauplatz des Geschehens auftauchte, wusste Gajdusek bereits, dass die Ursache infektiöser Natur war, und vermutete dahinter ein so genanntes *slow virus*, also ein „langsameres Virus“, das erst viele Jahre nach seinem Eindringen in einen Organismus Symptome erzeugt. Noch wusste er nicht, wie der Erreger übertragen wurde. (Später zeigte sich, dass Kannibalismus der Weg war. Dabei

aßen diese Menschen kein Gewebe von ihren Feinden, die, wenn sie im Kampf mit ihnen gefallen waren, aller Wahrscheinlichkeit nach bei guter Gesundheit gewesen wären, sondern das Gehirn ihrer Freunde und Anverwandten, die meist an einer Krankheit gestorben waren, in vielen Fällen eben an Kuru. Da sie das Gewebe vor dem Verzehr nicht kochten, wurde die Krankheit leicht übertragen. Ein paar Jahre später erhielt Gajdusek zusammen mit B. S. Blumberg den Nobelpreis.)

Zum Glück hatte Gajdusek erkannt, wie bald Steinzeitkulturen von der Erde verschwinden würden, und daher in zwei Völkern mehr als 30 Kilometer Film über das tägliche Leben der Menschen gedreht. Er selbst hatte sich die Filme nie angesehen; es hätte fast sechs Wochen gedauert, sein Filmmaterial über diese Menschen auch nur einmal durchzuschauen. An diesem Punkt erschien ich auf der Bildfläche.

Hoch erfreut, dass jemand einen wissenschaftlichen Grund gefunden hatte, sich mit seinen Filmen zu befassen, überließ er mir Kopien, und ich verbrachte zusammen mit meinem Kollegen Wally Friesen sechs Monate damit, diese sorgfältig zu sichten. Auf dem Filmmaterial fanden sich zwei sehr überzeugende Hinweise auf die Universalität der Mimik von Emotionen. Zum einen sahen wir keinen einzigen Ausdruck, der uns nicht vertraut gewesen wäre. Würde der Gesichtsausdruck zu einem Gefühl erlernt, dann hätte sich bei diesen isolierten Völkern die eine oder andere neue Mimik finden müssen, irgendein Ausdruck, den wir noch nie gesehen hatten. Doch so etwas gab es nicht.

Dennoch wäre es immer noch möglich gewesen, dass diese uns vertrauten Reaktionen in Neuguinea ganz andere Emotionen repräsentierten als in unserem eigenen Umfeld. Doch wenn auch die Filme nicht immer zeigten, was sich vor oder nach dem Sichtbarwerden einer bestimmten Regung abgespielt hatte – in den Fällen, in denen sie es taten, bestätigten sie unsere Interpretationen. Wenn ein Gesichtsausdruck in jeder Kultur für eine andere Emotion stünde, dann sollten

Außenseiter, denen die Kultur in keiner Weise vertraut ist, nicht imstande sein, diese Mimik korrekt zu deuten.

Ich versuchte mir auszumalen, wie Birdwhistell und Mead diese Behauptung anfechten würden, wahrscheinlich mit Worten wie: „Es ist unerheblich, dass Sie keine neue Mimik gefunden haben, diejenige, die sie gesehen haben, hat in Wirklichkeit einfach eine andere Bedeutung. Sie haben sie nur deshalb richtig gedeutet, weil ihnen der soziale Kontext, in dem sie auftrat, einen unterschwelligem Hinweis vermittelt hat. In keinem Fall haben Sie einen Gesichtsausdruck losgelöst von dem gesehen, was davor, danach oder zur selben Zeit passiert ist. Wäre dem so gewesen, hätten Sie nicht gewusst, was die spezielle Mimik zu bedeuten hat.“ Um diese Beweislücke zu schließen, baten wir Silvan Tomkins, von der Ostküste herüberzukommen und eine Woche in meinem Labor zu verbringen.

Bevor er eintraf, schnitten wir die Filme so, dass er losgelöst vom sozialen Kontext nur noch den Ausdruck selbst, Nahaufnahmen von Gesichtern, zu sehen bekam. Silvan hatte nicht die geringsten Schwierigkeiten. Jede seiner Interpretationen passte auf den sozialen Kontext, den wir ihm vorenthalten hatten. Mehr noch, er wusste genau, woraus er die Information bezogen hatte. Wally und ich konnten zwar erfassen, welche emotionale Botschaft in jedem Gesichtsausdruck enthalten war, aber unsere Einschätzung basierte auf Intuition; in der Regel konnten wir, wenn es sich nicht gerade um ein Lächeln handelte, nicht genau definieren, welches Detail in dem Gesicht die Botschaft übermittelte. Silvan ging zur Leinwand hinüber und erläuterte detailliert, welche Muskelbewegungen in dem Gesicht die jeweilige Emotion signalisierten.

Wir fragten ihn auch nach seinem Gesamteindruck der beiden Kulturen. Die eine Gruppe, erklärte er, scheinerecht umgänglich, die andere eher aufbrausend in ihrem Zorn, misstrauisch bis paranoid im Wesen und homosexuell. Die Rede war von den Anga. Seine spontane Einschätzung deckte sich exakt mit dem, was Gajdusek, der mit ihnen gearbeitet



hatte, uns erzählt hatte. Die Anga hatten mehrmals australische Beamte angegriffen, die versucht hatten, dort einen Regierungsposten aufrechtzuerhalten. Bei ihren Nachbarn waren sie für ihr finsternes Misstrauen bekannt. Und die Männer lebten bis zum Tag der Hochzeit in homosexuellen Beziehungen. Der Verhaltensforscher Irenäus Eibl-Eibesfeldt musste wenige Jahre später bei dem Versuch, mit ihnen zu arbeiten, um sein Leben laufen.

Nach dieser Zusammenkunft beschloss ich, mich dem Studium des Gesichtsausdrucks zu verschreiben. Ich wollte nach Neuguinea gehen und versuchen, Beweise für das zu finden, was mir zu diesem Zeitpunkt zur Gewissheit geworden war – dass zumindest ein Teil unserer Gefühlsmimik universal ist. Und ich wollte eine objektive Methode erarbeiten, mit der sich Gesichtsbewegungen messen ließen, sodass jeder Wissenschaftler objektiv nachvollziehen könnte, was Silvan und mir so klar ins Auge stach.

Ende 1967 begab ich mich ins südöstliche Bergland von Neuguinea, um die Kultur der Fore zu studieren, eines Volkes, das auf einer Höhe von knapp 2500 Metern in verstreuten kleinen Dörfern lebt. Ich beherrschte die Sprache der Fore nicht, aber mit der Hilfe einiger Jungen, die in einer Missionschule Pidginenglisch gelernt hatten, konnte ich vom Englischen über Pidgin zum Fore radebrechen und wieder zurück. Ich hatte Aufnahmen von Gesichtsausdrücken mitgebracht, in erster Linie jene, die mir Silvan für meine Untersuchungen an alphabetisierten Kulturen überlassen hatte, Kulturen also, die des Lesens und Schreibens mächtig waren (auf Seite 13 finden sich drei Beispiele). Außerdem hatte ich Fotografien von ein paar Angehörigen der Fore dabei, die ich aus dem Filmmaterial herauskopiert hatte, weil ich fürchtete, sie könnten Probleme damit haben, den Gesichtsausdruck von Weißen zu deuten. Ich hatte sogar Sorge, sie könnten womöglich grundsätzlich außerstande sein, überhaupt etwas mit Fotografien anzufangen, hatten sie doch so etwas nie zuvor gesehen. In der Vergangenheit hatten einige Anthropologen

behauptet, Menschen, die noch nie Fotografien gesehen hätten, müssten erst lernen, diese zu interpretieren. Für die Fore allerdings war das kein Problem. Sie verstanden die Aufnahmen auf Anhieb und schienen sich auch kaum darum zu scheren, welcher Nationalität die abgebildete Person war. Das Problem war das, was ich von ihnen wollte.

Sie verfügten nicht über eine geschriebene Sprache, also konnte ich sie nicht bitten, aus einer Wörterliste ein Wort herauszusuchen, das zu dem abgebildeten Gefühl passte. Las ich ihnen aber eine Auflistung möglicher Alternativen vor, konnte ich nicht sicher sein, ob sie diese richtig in Erinnerung behielten, oder ob die Reihenfolge, in der ich die Wörter las, sie nicht in ihrer Wahl beeinflusste. Also bat ich sie, zu jedem abgebildeten Gesichtsausdruck eine Geschichte zu erfinden. „Sag mir, was gerade passiert, was zuvor den Betreffenden dazu gebracht hat, ein solches Gesicht zu machen, und was wohl als nächstes passieren wird.“ Es war eine mühsame Prozedur. Ich bin mir nicht sicher, ob es am Übersetzen lag, oder daran, dass sie nicht die geringste Vorstellung von dem hatten, was ich hören wollte und warum ich das alles tat. Vielleicht gehörte das Erfinden von Geschichten über Fremde aber auch einfach zu den Dingen, die die Fore nicht tun.

Ich bekam meine Geschichten, aber alle Befragten brauchten ewig, bis sie sie mir erzählt hatten. Sie und ich waren nach jeder Sitzung restlos erschöpft. Dennoch mangelte es mir nie an Freiwilligen, obwohl sich wahrscheinlich schon herumgesprochen hatte, dass das, was ich verlangte, nicht einfach sei. Es gab ein starkes Motiv, meine Fotos anzuschauen: Ich schenkte jeder Versuchsperson für ihre Hilfe entweder ein Stück Seife oder ein Päckchen Zigaretten. Seife gab es bei den Fore nicht, also war sie hoch geschätzt. Tabak bauten sie selbst an und rauchten ihn in Pfeifen, doch meine Zigaretten schienen ihnen besser zu schmecken.

Die meisten ihrer Geschichten passten zu dem Gefühl, das die Aufnahme auch meinem Empfinden nach darstellte.



<http://www.springer.com/978-3-662-53238-6>

Gefühle lesen

Wie Sie Emotionen erkennen und richtig interpretieren

Ekman, P.

2010, XII, 397 S. 113 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-662-53238-6